

Reiseeindrücke während einer Fahrt nach Wien : (Schluss)

Autor(en): **Gerhard, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **33 (1928-1929)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-319840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein paar grosse Eimer. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr heisst's abfahren. Bei uns geht alles militärisch pünktlich. Es muss so sein bei so vielen Menschen, sonst hätte man keine Ordnung. Eine Oberschwester ist da und befiehlt — und auch uns Lehrerinnen tut's ganz gut, noch gehorchen zu müssen! — Lustig geht's bergab durchs Dorf dem Arbeitsplatze zu. Wir kommen an den Feldern unten in der Rheinebene vorbei. Wie schön die Maisfelder und Kartoffeläcker stehen! « Da haben unsere Freunde den Schutt weggeräumt, und die Bauern haben gleich angepflanzt! » erzählen wir jeder neuen Schwester mit Stolz. Es ist aber auch eine Freude, zu beobachten, wie aus der furchtbaren Stein- und Sandwüste zusehends wieder Aecker und Wiesen wurden. « Auf der Stelle, wo die Freunde noch vor vier Wochen hart arbeiteten, ist schon 10 cm hohes Gras gewachsen » konstatiere ich voll Freude. — Wir kommen an den Arbeitsplätzen vorbei. Die Freunde arbeiten alle fleissig. Hie und da winkt einer mit der Schaufel. « Aha, unsere Schwesterli kommen! » ruft ein Holländer. Sie räumen den Sand und die Steine weg und fahren sie auf Schiebkarren fort. An anderer Stelle wird der Sand mit guter Erde, die auf Rollwagen von Vaduz hergebracht wird, zugedeckt. Andere wieder arbeiten an einem Abzugskanal für den kleinen See, der vom Rheineinbruch gebildet wurde. Eine letzte Abteilung endlich — unsere Herkules-Gruppe — es sind die Stärksten! — muss riesige Dammsteinblöcke, die vom reissenden Rhein in die Felder gestreut wurden, wegräumen, sammeln und auf Wagen laden, eine harte, schwere Arbeit, die manchen Schweisstropfen kostet und manchen « Kräbel » absetzt. Ja, sie haben es nicht leicht, unsere Freunde! Neun Stunden im Tag zu arbeiten, in der brennenden Sonne in dieser Sandwüste und mit zum grössten Teil der schweren Arbeit ungewohnten Händen ist keine Kleinigkeit! Aber sie halten aus! Das feine englische Studentlein, der stämmige Schweizer, der schwedische Matrose, der tschechische Musiker, der französische Handelsmann. Trotz Blasen und Schwielen und Wunden an Händen und Füssen! — (Schluss folgt.)

Reiseeindrücke während einer Fahrt nach Wien.

(Schluss.)

An diesen Mädchenmittelschulen unterrichten in der Hauptsache Lehrerinnen; die beiden Privatschulen werden auch von Frauen geleitet, während die Bundeserziehungsanstalt noch unter einem Direktor steht. Die Bundeserziehungsanstalt besitzt ein grosses Internat, das vorab für Mädchen aus ländlichen Verhältnissen bestimmt ist, und dieses untersteht der Leitung einer Frau, die als Lehrerin nur noch wenige Stunden an der Anstalt erteilt. Ganz privat sind auch die andern Mädchenmittelschulen nicht mehr; bei der heutigen finanziellen Lage der Bevölkerung könnten sie sich gar nicht mehr halten. Der Staat subventioniert diese Schulen in der Weise, dass er die Besoldung einiger Lehrkräfte übernimmt, die damit zu Bundesbeamten werden. Der Kreis dieser « verstaatlichten » Lehrkräfte wird immer weiter, und der Prozess wird wohl bei der Verstaatlichung der ganzen Schule enden.

Bequem haben es die Lehrerinnen der Mädchenmittelschule eben nicht, besonders wenn man die Wohnverhältnisse in Wien in Betracht zieht. An einen Wohnungswechsel lässt sich gegenwärtig überhaupt nicht denken, und so gibt

es Lehrerinnen, die Tag um Tag unter Benützung von Tram und Stadtbahn mit einem Schulweg von einer Stunde rechnen müssen. Für diese ist es ein Glück, dass wenig Stunden auf den Nachmittag fallen. Meist dauert der Unterricht bis 1 Uhr, manchmal sogar bis 2 Uhr. In der Bundeserziehungsanstalt werden am Vormittag jeweilen sechs Lektionen erteilt. Wenn auch die letzte nie ein Hauptfach sein soll, so erscheint die Gesamtanspannung doch so gross, dass sich bei uns Schularzt und medizinische Gesellschaft unfehlbar ins Mittel legen müssten.

Bei unsern Gängen durch die Stadt fiel uns immer wieder auf, wie vorbildlich sauber Strassen und Anlagen aussahen. Dazu standen in krassem Gegensatz der oft bedenkliche Zustand der Strassen selber und das ungepflegte Aussehen der Gebäude. Niemand bedauert diese Schönheitsfehler mehr als die Wiener selber; aber eben, woher das Geld nehmen? So tut man wenigstens, was in der Macht des einzelnen steht, und wehe dem, der vom Schutzmann dabei getroffen wird, wie er ein Papier auf die Strasse wirft! Auch der Verkehr ist gut geregelt. Diese Tatsache trug uns einmal eine unerwartete Ehre ein. Wir schlenderten im Plaudern über einen Platz am Eingang zur Burg. Wohl sahen wir einen Schutzmann gestikulieren, dachten aber nicht daran, dass er sich über uns aufregen könnte. Da fuhr er uns an, ob wir denn nicht sähen, wo die andern Leute gingen. Und in der Tat: alles wanderte im Halbkreis um den Platz herum, während wir ihn auf dem Durchmesser zu überqueren suchten. Wir entschuldigten uns mit der Tatsache, dass wir nicht Wiener seien. Da kamen wir aber schön an bei dem erbosten Mann. Das könne ein jeder sagen; « Sie sind ganz gute Wiener! » Diese Feststellung wirkte so sehr auf unsere Lachnerven, dass uns der Mann wohl nicht nur für gute, sondern auch für verrückte Wiener halten musste.

Bakule.

Von Wien ging es weiter nach Prag, nicht im Luftschiff, wie wir zuerst geträumt hatten, sondern bei schwarzer Nacht in der Eisenbahn. Prag hat uns des Eigenartigen, Einmaligen so viel geboten, dass es schwer fällt, daraus nur einiges zu erwähnen.

Eine einmalige Erfahrung auf unserer Reise war der unfreundliche, misstrauische Empfang, der uns nachts gegen 12 Uhr im Hotel zuteil wurde. Wir hatten um ein Zimmer von Wien aus telegraphiert; aber eben, Gäste von Wien sind nicht ohne weiteres willkommen, und so genügte es denn nicht, dass wir unsere Angaben auf dem Ankunftsztettel machten, der Concierge verlangte unsere Pässe und machte sich daraus noch seine Notizen. An den folgenden Tagen war die Behandlung dann so, dass wir in dieser Hinsicht nicht eben verwöhnte Schweizer damit zufrieden sein konnten. Unterkunft und Verpflegung waren tadellos.

Nicht eben alltäglich war es ferner für uns, mit einer leibhaftigen Senatorin im Senatsgebäude zu kurzem Plaudern zusammensitzen. Frau Plaminkova, die uns von internationalen Kongressen bekannt war, nahm sich unser sehr freundlich an und sorgte vor allem dafür, dass wir uns in der Stadt zurechtfinden. In einer Stadt, wo man keine einzige Aufschrift versteht, ist das keine Kleinigkeit. So verschaffte sie uns eine lebenswürdige Führerin auf unserer Expedition zu Bakule. Was für eine Stellung solche Frauen in ihrem Lande einnehmen, zeigte uns ein bezeichnender Zug. Frau Plaminkova sagte u. a. zu

uns: « Der Unterrichtsminister gibt morgen abend einen Empfang zu Ehren des Internationalen Kongresses für Volkskunst. Ich lasse Ihnen Karten zu diesem Empfang holen. » Ein Bote stob davon, und kurz nachher hielten wir unsere schönen, zum Glück in französischer Sprache gedruckten Einladungen in Händen.

Etwas verwundert schien unsere Senatorin, dass wir Bakule einen Besuch zu machen wünschten. Die angehende Kollegin, die uns dorthin begleitete, meinte, es sei eben der Fall des Propheten, der weniger in seinem Vaterlande gelte als anderswo. Das muss ja wohl so sein, denn wie käme es sonst, dass sich Bakule und seine Schar auf Unterkunftsverhältnisse angewiesen sehen, die der Beschreibung spotten. Daneben steht ja freilich der begonnene Neubau; aber die Lage war so, dass Bakule glaubte, das angefangene Haus wieder abtragen lassen zu müssen, weil die Mittel fehlten. Glücklicherweise hat da doch der Staat eingegriffen und dem Manne soviel zur Verfügung gestellt, dass das Haus im Rohbau zu Ende geführt werden kann. Wie es dann weitergehen soll, ist eine offene Frage.

Ich darf wohl voraussetzen, dass meine Leserinnen von Bakule etwas wissen, sonst müsste mein Bericht Bogen um Bogen füllen. So möchte ich einfach erzählen, wie sich unser Besuch gestaltete. — Wir werden in einen Raum geführt, in dem auf engem Platz vier Leute an der Arbeit sind. Schreibtische, das Telephon zeigen, dass wir uns im Bureau befinden. Zwei der Anwesenden geben uns ihre Stühle, bis Bakule kommt. Eine dumpfe Atmosphäre erfüllt das Zimmer. Die Türe geht auf, und ein hochgewachsener Mann von sehr sympathischem Aussehen tritt ein. Das muss Bakule sein. Gewiss, er ist es; aber die Unterhaltung mit ihm, auf die wir uns gefreut hatten, geht nicht ohne Schwierigkeit vonstatten. Bakule spricht nur tschechisch, und davon verstehen wir kein Wort. Da macht ein junges Ding im weissen Häubchen, das wohl zur Hausgemeinde gehört, den Dolmetsch. Bakule führt uns zunächst in die Kammer, wo die Arbeiten seiner Schützlinge, der Verkrüppelten, ausgelegt sind. Wieder dieselbe Enge; der Raum ist bis zum letzten Winkel gefüllt. Wir stehen über eine Stunde in dem Zimmer, während uns Bakule über die Entstehung der Arbeiten berichtet. Was wir da sehen an Einfällen, an Gestaltungsvermögen, übertrifft unsere Erwartungen bei weitem. Und wenn wir dann hören, wie diese Krüppel durch eigene Beharrlichkeit und eingehende Schulung fähig gemacht worden sind, verantwortungsvolle Posten einzunehmen und ihrem Leben einen Inhalt zu geben, da wissen wir, dass wir es hier bei Lehrer und Schülern mit einem grossen Heldentum zu tun haben.

Wir folgen Bakule in die Werkstatt, wo in zwei Räumen die verkrüppelten Knaben ihrer Arbeit obliegen. Wir sehen sie beim Schnitzen, an der Drehbank. Wiederum kleine Zimmer, wiederum eine Luft zum Schneiden. Nun verstehen wir: in diesen Räumen wird nicht nur gearbeitet, sie dienen während der Nacht auch als Schlafzimmer. So mag es auch mit dem Bureau und den andern Räumlichkeiten sein; ein längeres Durchlüften liegt offenbar nicht im Bereich der Möglichkeit.

Nun will uns Bakule noch die Glieder seines Chores vorführen, soweit sie eben im Haus gegenwärtig sind. Manche Sangeslustige kommen eben erst abends, nachdem sie ihre Berufsarbeit vollendet haben. Auf seinen Chor ist Bakule für den Unterhalt seiner Anstalt angewiesen. Meist zieht er mit den Sängern und Sängerinnen am Sonntag ins Land hinaus. Dort gibt man ein

Konzert und ersingt sich den Unterhalt für die kommende Woche. Von Zeit zu Zeit werden grössere Konzertreisen unternommen, deren Ertrag für den Hausbau verwendet werden soll. — Wir treten in einen grössern Raum, in dem ein Tisch, einige Stühle, eine Wandtafel das Mobiliar bilden. Fast wie ein Fremdkörper wirkt daneben ein schöner schwarzer, wohlgepflegter Flügel. Und nun singen die Sänger und Sängerinnen. Uns zur Freude beginnen sie mit dem Liede: *O monts indépendants!* Aber es ist eine fast schmerzende Freude, die wir beim Klang des Liedes empfinden. Mit solcher Inbrunst, fast Schwermut wird es bei uns nicht gesungen; wir singen es so obenhin, froh und heiter. Was für ein Erleben verbirgt sich hinter diesem Gesang! Dann kommen tschechische Lieder, ernste und heitere. Aber für unser Empfinden haben selbst die heitersten Tanzliedchen einen Untergrund von Ernst; von froher Ausgelassenheit ist nie eine Spur. Dieser Gesang in seiner vollendeten Schlichtheit und Schönheit wirkt so auf uns, dass wir uns Gewalt antun müssen, um uns von unsern Empfindungen nicht dahin mittragen zu lassen, von wo man nur mit Mühe wieder in den Alltag zurückkommt.

Wir verlassen Bakule in der Ueberzeugung, wiederum etwas Einmaligem begegnet zu sein. Eine Verschmelzung von Künstler und Erzieher, wie sie uns in seiner Person entgegentritt, ist ein unvergessliches Wunder.

Am selben Abend finden wir uns im prunkvollen Palais Rohan zum Empfang des Unterrichtsministers ein. Alltäglich will uns die Pracht in Kleidung und Schmuck, die sich uns bietet, erscheinen. Und zunächst lässt uns der Gegensatz nicht los zwischen dem am Nachmittag Geschauten und dem neuen Bild. Doch nimmt auch dieses Bild unsere Aufmerksamkeit gefangen. Es ist ein eigenartiges Gefühl, sich in einem Menschengewühl zu finden, in dem man niemand, aber auch niemand kennt. Bald kommt unsere Senatorin und macht uns mit einigen Leuten bekannt. Komisch mutet es uns an, plötzlich einmal während des Abends in unverfälschtem Baseldeutsch die Worte zu vernehmen: « *Do kunnt me jo gar nit dure.* » Sonst aber nur Tschechisch, Französisch und Englisch, zur Seltenheit einmal Deutsch. Ein Genuss sind slavische Volkslieder, die von Prager Künstlern vorgetragen werden. Aber das Einmalige an diesem Abend ist etwas anderes, es sind javanische Tänze, die uns von Eingeborenen vorgeführt werden. Der Raum ist für eine solche Darbietung nicht eben geeignet; auf Tische, Simsen, Konsolen hisst man sich hinauf, um keinen Blick zu verlieren. Kein Muskel bewegt sich im Gesicht der Tanzenden, nie verliert der Blick seinen Ausdruck vollkommener Ruhe. Alle Empfindung zeigt sich in der Bewegung der Glieder, wobei auch die Finger von wunderbarer Beweglichkeit sind und ihre Sprache reden. Passt dieser Gesichtsausdruck majestätischer Ruhe nicht zur Rolle des Tanzenden, wie es da der Fall war, wo das « Böse » auftrat, da muss eine Maske her, die dann an Groteskheit nichts zu wünschen übriglässt. Und das « Böse » freilich, das entbehrt der Ruhe, das kann sich an Körperverrenkungen nicht genug tun. Diese Tänze werden begleitet von einer eintönigen Musik, die sich zusammen mit dem noch nie geschauten Anblick schier beklemmend auf den Betrachter legt. Beklemmend und doch bannend zugleich.

Der Gang durch das mitternächtliche Prag über die Karlsbrücke, vorbei am Rathaus gegenüber der fast gespenstischen Silhouette der Teynkirche, beschloss diesen Tag in Prag.

G. Gerhard.